

«Die Sterbehilfe ist ein Fortschritt»

Buchautor Wolfgang Prossinger über die Ethik des Sterbens

INTERVIEW: NATHALIE BAUMANN

► **Dass ein Mensch bis zuletzt Schmerzen ertragen soll, ist eine Ungeheuerlichkeit, sagt Wolfgang Prossinger (60). Er fordert, dass leidende Menschen ernster genommen werden.**

BaZ: Herr Prossinger, die meisten Menschen verdrängen den Tod, solange sie können. Sie haben Tanner in seinen letzten Monaten intensiv begleitet und sein Sterben aufgezeichnet. Warum haben Sie sich auf dieses Buchprojekt eingelassen?

WOLFGANG PROSSINGER: Selbstbestimmung und Fremdbestimmung sind Themen, die mir sehr am Herzen liegen und meine Arbeit von Anfang an begleitet haben. Je älter man wird, desto mehr interessiert einen die Frage, wie es sich damit bei älteren Menschen verhält. Es ist erschreckend festzustellen, dass die Menschen so fremdbestimmt wie nie zuvor sind, wenn sie krank und pflegebedürftig werden. Wenn es ans Sterben geht. Das regt mich gelinde gesagt auf.

Haben Sie Angst vor dem Tod? Hat sich Ihre Einstellung zum Tod durch die Arbeit am Buch verändert?

Für mich war der Tod immer ein grosses Tabu. Ich bin ihm erst näher gekommen, als vor vier Jahren meine Mutter gestorben ist. Die intensivste Beschäftigung mit den letzten Dingen war allerdings dann die Zeit mit Ulrich Tanner. Für mich hat das den Tod enttabuisiert. Nicht, dass er ganz und gar seinen Schrecken verloren hätte, aber der Tod schreckt mich weniger. Das Sterben hingegen sehr.

Was hat Sie in Ihren Gesprächen mit Herrn Tanner am meisten erstaunt?

Seine Unerbittlichkeit. Wir konnten über alles reden, ausser über eine Sache: die geplante Selbsttötung. Ich habe immer wieder versucht, ihn dazu zu bewegen, seinen Entschluss zu überdenken. Es noch einmal zu probieren. Bei diesem Thema ist er immer unwirsch geworden – bei all seiner Höflichkeit, die er sonst an den Tag legte. Stark berührt hat Sie seine Fürsorglichkeit.

Ja. Tanner war immer darauf bedacht, dass sein Tod die Freunde nicht allzu sehr belasten möge. Sogar auf mich hat er Rücksicht genommen: dass ich im Gespräch geschont werde. Dabei war er es doch, der im Begriff war zu sterben. Man denkt immer, dass Menschen mit grossen Schmerzen zwangsläufig auf sich fixiert sind. Bei ihm war das anders. In seiner extremen Situation war er imstande, die Perspektive zu wechseln.

Und umgekehrt? Konnten Sie sich in Tanner hineinversetzen? Ist es für einen Gesunden denn möglich, sich in einen Sterbenden einzufühlen?

Mir ist es selten gelungen, in das Reich des Todes vorzustossen, um es mal pathetisch auszudrücken. Ich habe die Grenze zwischen uns als fast unüberwindlich empfunden. Das ist bei der Debatte um Sterbehilfe genau der Punkt: dass sie von Gesunden geführt wird. Es ist eine Anmassung der Gesunden, darüber zu urteilen, wie würdevolles Sterben auszusehen hat.

Kann ein gesunder Mensch den Sterbenswunsch eines Todkranken überhaupt nachvollziehen?

Meiner Erfahrung nach nicht. Ich habe während der drei Monate mit Tanner versucht, mich seinem Wunsch anzunähern. Ich habe vieles verstehen können. Aber im Endeffekt kann man nicht begreifen, was in einem Menschen vorgeht, der die gewaltige Entscheidung getroffen hat, sich zu töten.

Diesem Dilemma im besonderen Mass ausgesetzt sind die Ärzte, die ja dazu verpflichtet sind, alles zu tun, um den Tod zu verhindern.

Hier braucht es einen Perspektivenwechsel: Schmerzen leidende Menschen müssen ernster genommen werden. Ein gewisses Umdenken hat schon stattgefunden. Viele Ärzte sehen ihre Aufgabe nicht mehr nur im Heilen, sondern darin, für den Menschen ganz und gar da zu sein. Bis zum Ende. Auch wenn es keine Chance auf Genesung mehr gibt. Das gehört zu den dunklen Seiten des Arztberufes, aber es gehört eben dazu.

Solchen Schattenseiten geht man ja allgemein gerne aus dem Weg. Der Tod ist – zumindest in unsern Breiten – nicht mehr gesellschafts-

fähig. Es gehört sich gewissermassen nicht mehr zu sterben.

Wir haben den Tod vollkommen aus dem Alltag ausgelagert. Noch vor ein paar Jahrzehnten war der Mensch Zeit seines Lebens mit dem Tod konfrontiert. Er hat Sterbende gesehen, Leichen von Grosseltern und Verwandten. Vielleicht hat er auch mal eine angefasst. So was passiert heute kaum mehr. Die meisten Menschen sehen Tote nur noch im Fernsehen. Diese komplette Verdrängung hat auch zur Folge, dass uns der Tod un-

«Wozu soll ein Mensch in seinen letzten Tagen noch Schmerz ertragen?»

heimlicher geworden ist. Denn er ist nicht mehr das, was er eigentlich ist: ein Abschnitt des Lebens.

Selbsttötung ist ein Tabu. Schon der Begriff «Selbstmord» impliziert ein Verbrechen. Dies scheint umso bezeichnender, als wir uns gerne als eine selbstbestimmte, säkularisierte Gesellschaft betrachten.

Der Ruch des Verbrecherischen, welcher der Selbsttötung noch immer anhaftet, zeigt die Nachhaltigkeit religiöser Dogmen. Das christliche Selbsttötungsverbot ist im kollektiven Gedächtnis stark verankert. So wie die Meinung, dass Schmerzen zum Leben dazugehören. Das stimmt bis zu einem gewissen Grad auch. Lebenskrisen können den Reifungsprozess fördern. Indes muss man sich doch fragen: Wohin soll ein Mensch in seinen letzten Tagen noch reifen? Wozu soll er da noch Schmerzen ertragen? Es ist eine Ungeheuerlichkeit, solches zu fordern, wie das zum Beispiel die Kirchen tun.

Dass Sterbehilfe kontrovers diskutiert wird, hat auch damit zu tun, dass sie mit der Euthanasie unter Hitler verglichen wird. Wie kommt es zu dieser Verbindung?

Im Unterschied zum Englischen ist das deutsche Wort «Euthanasie» – zu Recht – mit einem furchtbaren Flecken besetzt: der staatlich verordneten Tötung von körperlich

und geistig behinderten Menschen unter den Nazis. Deshalb löst die Diskussion, ob Menschen berechtigt sind, das Leben eines anderen vorzeitig zu beenden, einen Schreckensreflex aus. Das ist gut so. Dabei sollte man es allerdings nicht bewenden lassen, sondern die Sache genauer anschauen. Dann wird man feststellen, dass der Unterschied riesig ist: Im einen Fall handelt es sich um Massenmord, im anderen um den selbstbestimmten Tod von Individuen.

Aber ist die Grenze zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung so deutlich? Besteht nicht die Gefahr, dass ein Schwerkranker aufgrund von äusseren Umständen zur Überzeugung gelangt, sein Leben sei nicht mehr lebenswert? Und sich unter Druck zur Selbsttötung entscheidet?

Ich kann diese Befürchtungen nachvollziehen, da hier ein Missbrauch niemals völlig ausgeschlossen werden kann. Aber die Annahme, dass gleich die Zivilisation zusammenbricht, wenn wir den begleiteten Suizid möglich machen, ist unsinnig. Im Gegenteil: Die Sterbehilfe ist eine zivilisatorische Errungenschaft. In der Schweiz gilt die Sterbehilfe seit 1918 als Freundestat und man kann nicht behaupten, dass deswegen die Barbarei ausgebrochen wäre.

Genau das wird aber oft behauptet. Mit Verweis auf die beiden Deutschen, die im November mithilfe der Sterbehilfeorganisation «Dignitas» auf einem Parkplatz in der Schweiz aus dem Leben schieden. Vielen erscheint das unwürdig.

Ja, aber mit welchem Recht? Wer definiert hier, was würdig ist? Diese Menschen wollten lieber in ihrem Auto als in einem fremden Hotelzimmer sterben. Das haben sie für sich so entschieden. Und das muss respektiert werden, auch wenn es mit unseren Vorstellungen, wie denn ein würdiges Sterben stattzufinden habe, kollidiert. Dass der Sterbende auf einem Bett liegt oder ob im Sterbezimmer blaue oder grüne Vorhänge hängen, mag für uns – für die Gesunden – wichtig sein. Der leidende, schmerzgeplagte Sterbewillige hat wahrscheinlich andere Prioritäten.



Sanft entschlafen

Sterbehilfe-Reportage «Tanner geht»

NATHALIE BAUMANN

► **In Deutschland ist es nicht legal, sich bei der Selbsttötung begleiten zu lassen. In der Schweiz schon. Deshalb kommen viele Sterbewillige hierher. Zum Beispiel Tanner.**

Ulrich Tanner ist 51 Jahre alt. Gelernter Architekturmodellbauer, gut situiert, homosexuell. Der gebürtige Zürcher wohnt in einer selbst entworfenen Wohnung in Köln. Da ist jedes Ding an seinem Platz, nichts dem Zufall überlassen. Tanner hat eine klare Linie. Einer, der weiss, was er will. Dem es gut gehen könnte, wären da nicht diese Schmerzen. Fürchterliche Schmerzen – trotz Morphium und Opiaten. Schmerzen, die ihn unentwegt auf sich selbst zurückwerfen.

Tanner hat Parkinson. Aids. Krebs. Seine Krankengeschichte ist lang und kompliziert. Sie ist ihm zu viel geworden. Deshalb hat er beschlossen zu gehen. In die Schweiz, um zu sterben. Im Unterschied zu Deutschland ist der begleitete Suizid hier keine Straftat. Deshalb kommen viele Sterbewillige hierher. 60 Prozent der rund 900 Menschen, die der Sterbehilfeverein «Dignitas» in den zehn Jahren seines Bestehens in den Freitod begleitet hat, waren Deutsche.

Man sieht das nicht gern hierzulande. Der «Sterbetourismus» sorgt für grosse Kontroversen. Erst im August wandte sich die Spitze der CVP in einem Positionspapier dagegen, dass die Dienste von Sterbehilfeorganisationen auch Ausländern zur Verfügung stehen sollen. Wie zum Beispiel Tanner.

ENTSCHLOSSEN. Der Journalist Wolfgang Proisinger (60) hat Tanner in seinen letzten drei Monaten regelmässig besucht und intensive Gespräche mit ihm geführt. Von dem Moment an, als dieser seine Entscheidung gefällt und begonnen hat, seinen Tod zu planen. Seit damals hat ihn keiner mehr umstimmen können, auch «der Besucher» nicht, Prosin-

ger, der aus der eindrücklichen Begegnung eine literarische Reportage geformt hat, die durch ihren schnörkellosen Duktus – durch das Fehlen jeglichen Pathos – tief bewegt. Damit hat der Autor ein neues Darstellungsmittel für die hoch umstrittene Sterbehilfe-Thematik gefunden, und auch einen Ton, der mit dem Charakter des Protagonisten übereinstimmt. Tanner, der klare Formen liebt. Die Reduktion.

Auch im Buch, das von seinem Sterben berichtet, steht nichts Überflüssiges – kein Wort zu viel. Ergänzt wird die Biografie durch ein kompaktes Bündel an Fakten über den juristischen Sachverhalt der Sterbehilfe, das Selbsttötungs-Tabu und die Verdrängung des Todes in der modernen Gesellschaft.

GEHANDELT. Sobald sein Sterbetermin feststeht, was für über 70 Prozent der Sterbewilligen ein Grund ist, von ihrem Entschluss abzusehen, beginnt Tanner seinen Tod vorzubereiten. Er will nicht alles seinen Freunden überlassen. Tanner heiratet seinen Ex-Freund, damit das Erbe geregelt ist. Entwirft seine Todesanzeige, kauft einen Grabstein. Er kocht ein letztes Mal für Gäste. Macht, was er noch machen kann in seinem Zustand. Geniessen kann der Schmerzensmann schon lange nicht mehr.

Das Schlimmste kommt noch. Ein paar Tage vor dem Sterbedatum ändert sich die Rechtsgrundlage in der Schweiz. Ab sofort ist es unzulässig, den Arzt, der das tödliche Natrium-Pentobarbital verschreibt, nur einmal – am Abend vor dem Vollzug – zu treffen.

Tanner ist verzweifelt. Darauf hat er in den letzten drei Monaten hingelegt; dass es ihm an diesem Tag erlaubt sein möge, zu gehen.

Eine Woche später darf Tanner gehen.

► **Wolfgang Proisinger:** «Tanner geht. Sterbehilfe – ein Mann plant seinen Tod». 175 S., S. Fischer Verlag 2008. Fr. 29.90.



Ende des Weges. Ein «Sterbetourist» hat die Dienste der Schweizer Dignitas in Anspruch genommen. Ein Journalist hat ihn begleitet – und ein bewegendes Buch verfasst. Foto IPN